

Dr. Benjamin Zeier im Interview

Missionsarzt in Peru zu sein ist für ihn Berufung

Eigentlich könnte Dr. Benjamin Zeier ein Leben im Luxus führen. Er ist promovierter Mediziner und Urologe, konnte sich vor Angeboten mit üppigem Einkommen kaum retten. Trotzdem entschied sich der 39-jährige verheiratete Familienvater für einen ganz anderen Weg. Der gebürtige Mosbacher ging mit Ehefrau Lena und fünf Kindern ins ferne Peru, um dort auf ehrenamtlicher, von Spendengeldern finanzierter Basis als Missionsarzt in einem Spital für mittellose Menschen tätig zu werden. Wie es ihm dort heute geht und wie er die Zukunft plant, darüber hat er sich mit dem Mosbacher Stadtanzeiger unterhalten.

Herr Dr. Zeier, wie lange sind Sie jetzt eigentlich schon als Missionsarzt in Peru?

Wir sind jetzt im dritten Jahr. Die Ausreise war am 14.01.2020, also noch vor der Zeit, als die Pandemie ausbrach. Da ahnte noch niemand etwas, zumindest wir nicht. Die Reise ging aber schon früher los, nämlich am 6. März 2018. Das war der Tag, an dem sich unser ganzes Leben geändert hat. Da hatten wir das Berufungserlebnis, nach Peru zu gehen.

Wenn Sie heute zurückschauen: Was hat Sie damals bewogen, diesen Schritt zu gehen?

Dafür muss ich etwas weiter zurückgehen. Am 18. April 2017 ist mir Klaus-Dieter John zum ersten Mal begegnet. Ein paar Tage vorher hatte mir ein Freund aus der Nachbarschaft erzählt, dass da ein Arztkollege nach Aglasterhausen kommt,



Dr. Benjamin Zeier (r.) im Gespräch mit Patienten in dem peruanischen Missionsspital.

Foto: pr

um hier einen Vortrag zu halten. Das sei ein sehr beeindruckendes Projekt, denn der hätte in den Anden ein Krankenhaus gebaut. Ich hatte darauf ehrlich gesagt gar keine Lust. Wir hatten 2015 ein Haus gekauft, 2016 grundsanziert. Wir waren vor wenigen Monaten eingezogen und ich hatte immer gesagt, das sei unser letzter Umzug gewesen und da würden wir bis ans Ende unserer Tage bleiben. Was interessiert mich da das Leid dieser Welt? Ich wollte in der „ersten Welt“ tätig sein, viel Geld verdienen und ein gemütliches Leben führen. Meine Frau wollte aber unbedingt zu dem Vortrag fahren.

Zu meiner Überraschung war der Raum übervoll, sodass ich

mich in die erste Reihe setzen musste, weil nur noch da Plätze frei waren. Es war beeindruckend, was Herr John erzählte. Danach sprachen wir kurz miteinander, er schrieb meine E-Mail-Adresse auf, damit wir in Kontakt bleiben könnten.

Bis zum 6. März 2018 lief mein Leben normal weiter. In dieser Nacht um 0.30 Uhr kam unser Sohn Jonas zur Welt. Wir hatten da schon geplant, dass es unser letztes Kind sein sollte. Wenig später hatten meine Frau und ich die Entscheidung gefällt, unser Leben noch einmal auf Null zu setzen. Wir würden unser Haus verkaufen und ich auf ein sechsstelliges Gehalt verzichten. Wir verlassen damit unsere Komfortzone und leben in der „Dritten Welt“.

Sind Ihre Erwartungen oder Vorstellungen erfüllt worden? Hat sich in Peru für Sie inzwischen etwas „Alltag“ entwickelt oder gibt es das dort noch weniger als bei Klinikärzten in Deutschland?

Man hat zunächst eine westliche Brille auf und kommt in eine Gesellschaft, die komplett anders ist. Man weiß zwar alles, aber es ist dann doch noch einmal ganz anders, wenn man dort ist. Man lernt, damit zu leben. Kurz nach unserer Ankunft kam die Covid-19-Pandemie dazu, die unsere Mission noch

einmal extrem auf die Probe gestellt hat. Die Erwartungen wurden weit übertroffen. Peru ist ein Entwicklungsland, aber hier oben in den Bergen ist das wirklich „Dritte Welt“. Man merkt, wie massiv man helfen kann. Und man sieht, wenn man nicht hilft und nicht wagt, dann tut es niemand. Man wird über seine eigenen Grenzen hinaus gefordert und erkennt, dass man viel mehr kann. So habe ich beispielsweise mein Staatsexamen noch einmal auf Spanisch geschrieben, weil meine Approbation aus Deutschland nicht dauerhaft anerkannt wurde. Ich habe Operationen durchgeführt, die ich noch nie zuvor gesehen hatte.

Der Alltag sieht komplett anders aus als in Deutschland. Aber man gewöhnt sich an so vieles. Etwa, dass man abends mal nicht duscht, weil überhaupt nur zweimal am Tag Wasser kommt. Dass der Strom immer mal wieder weg ist, manches wie Trümmerfelder aussieht, Straßen nur Schotterpisten sind, usw. Es ist auch ganz anderes, mit welchen Erkrankungen die Leute kommen. Man muss sich von Schemen der Diagnostik lösen, weil man eben ganz andere, auch schwere Krankheiten antrifft, die man in westlichen Ländern kaum mehr sieht.



300 und mehr Menschen warten jeden Tag an dem Missionsspital im Hochland von Peru, um medizinisch versorgt zu werden.

Foto: pr

Was treibt Sie an, das weiterhin mitzumachen? Sie könnten heute ja genauso gut als Chefarzt im Deutschland ein wohlständiges Leben führen ...

Zum einen ist es die tiefe Überzeugung, dass das hier meine Berufung ist. Ich bin hier als Urologe, aber auch als Notarzt, habe beide Anerkennungen. Ich war auch der Hauptverantwortliche für die Versorgung der Covid-19-Patienten auf der Intensivstation. Das hat mich schon an meine Grenzen gebracht, mental und auch physisch.

In Deutschland habe ich meinen Traum gelebt, in Peru meine Mission. Es betrifft aber nicht nur mich, sondern auch meine Frau und meine Kinder. Wir hatten alles in Deutschland, ein großes Haus mit Swimmingpool und Spielplatz, zwei Autos und ich habe meine Arbeit leidenschaftlich gerne gemacht. Es war eine Herausforderung, das alles hinter uns zu lassen.

Auf der anderen Seite hat man hier eine ganz andere Berufung. Man kann sich die Szenen oft nicht vorstellen, wenn man nicht dabei ist. Es berührt mein Herz immer wieder neu. Hier stehen mal 300 oder 400 Patienten in einer Schlange, die Hilfe benötigen. Sie kommen von weit her, weil wir für hunderttausende Menschen die einzige Möglichkeit sind, medizinisch versorgt zu werden. Erst kürzlich operierte ich beispielsweise einen Mann, der in lebensbedrohlichem Zustand sich über unzählige Kilometer aus dem Dschungel hierher durchgeschlagen hat. Er hat überlebt. Verhältnismäßig zu dem, was ich in Deutschland bewegt habe, sind das andere Verhältnisse. Hier bin ich weit und breit der einzige Urologe.

Wie kommt Ihre Familie in Peru zurecht? Sie sind ja auch mehrfacher Familienvater und müssen sicher viele Belange in Einklang bringen ...

Vater zu sein ist ein riesiges Privileg aber auch eine Riesenverantwortung. In Peru verschwinden regelmäßig Kinder, da macht man sich natürlich Gedanken. Man passt hier wesentlich mehr auf, weil es einfach unsicher ist. Ab März dürfen die Kinder wieder Vollzeit in die Schule. Monatelang

war harter Lockdown. Sechs Wochen waren wir in einer Wohnung von 80 Quadratmetern regelrecht eingesperrt. Die Kinder spielten auf einem Abstellplatz in der Tiefgarage Fußball. Das waren keine schönen Tage. Wenn man kurz vorher noch im Eigenheim auf über 300 Quadratmeter gelebt hat, wiegt das noch schwerer. Überall war alles abgeriegelt, an jeder Ecke stand Polizei und Militär. Ich habe immer versucht, das Positive zu sehen: Wir hatten uns, wir waren gesund und nicht auf der Flucht! Wir hatten die Möglichkeit, zurückzufliegen, das alles hier abzubrechen. Aber wer sind wir, gleich bei der ersten Prüfung schon aufzugeben? Wir konnten auch die Sprache nicht. Es war eine herausfordernde Zeit, aber wir sind als Familie zusammengewachsen. Den Kindern geht es heute gut. Sie sind angekommen, so weit wie möglich. Sie sprechen die Sprache und haben Freunde. Es ist erstaunlich, wie man sich Herausforderungen anpassen kann.

Es war immer klar, diese Mission ist mehr als eine Art „Sabbatical“, eine längere Perureise oder irgendwie Spaß. Wir haben uns bewusst für diese Herausforderung entschieden. Verfolgen Sie noch das Leben in der alten Heimat in Deutschland und was vermissen Sie am meisten?

Natürlich verfolgt man das Weltgeschehen und die Heimat. Ich lese viel in Zeitungsartikeln aus Deutschland. Es ist eben doch Heimat. Auch wenn es eine Koordinate für „Zuhause“ nicht mehr gibt. Ich weiß auch nicht, ob es das noch einmal geben wird. Informiert bin ich aber über die Situation in Deutschland. Natürlich halte ich auch Kontakt, habe zum Beispiel meinen Opa aus der Ferne motiviert, sich gegen Covid-19 impfen zu lassen.

Klar vermissen ich meine Freunde zuhause und die deutsche Küche! Ich freue mich schon sehr, mal wieder in meine Stammkneipe zu gehen, die „Krone“ in Diedesheim, oder auch ins „Brauhaus“ nach Mosbach, um ein gutes Schnitzel mit guten Pommes zu essen (*lacht*)! Natürlich gibt es das hier auch, aber es ist einfach etwas anderes!



Mit seiner Ehefrau Lena und Kindern brach Dr. Benjamin Zeier sein wohlständiges Leben in Deutschland ab, um als Missionsarzt in Peru armen Menschen zu helfen. Foto: pr

Welches Ereignis hat Sie während Ihrer Tätigkeit in Peru besonders geprägt?

Einmal kam eine weinende Frau, die sagte, sie stehe jetzt seit sieben Tagen in der Schlange und könne nun die kleine Übernachtungsgebühr im Ort, die etwa 2,50 Euro beträgt, nicht mehr bezahlen, weil sie schlicht nichts mehr hat. Das zeigt, wie arm die Leute hier wirklich sind. Einmal kam ein Quechua-Indianer, der hatte noch nie eine Türklinke gesehen und konnte sie dementsprechend auch nicht bedienen. Wir sind auch schon einmal verhaftet worden und kamen nur durch ein Wunder wieder frei. Es gibt vieles, das uns herausfordert. Aber auch eine Menge positive Dinge. Menschen, denen wir das Leben retten konnten. Das sind oft sehr emotionale Momente. Über viele dieser Geschichten erzählt mein neues Buch „Angesommen in Peru“, das auf meiner Homepage www.findyourmission.me zu finden ist.

Welche Ziele haben Sie noch an Ihrer aktuellen Wirkungsstätte?

Persönlich habe ich viele Ziele. Mehr im „Sein“ als im „Haben“ zu leben, zum Beispiel. Ein Ziel hier ist, meine Qualifikation noch effektiver einzusetzen, etwa in der Notfallmedizin. Ein Traum ist, eines Tages hier mit einem Notarztthubschrauber unterwegs zu sein. Sicher kommen viel Kranke gar nicht bis zu unserem Krankenhaus, weil sie es nicht schaffen. Wir sehen immer wieder Patienten, die in lebensgefährlichem Zustand hier oben angekommen und zum Teil tagelange Reisen hinter sich haben.

Wie planen Sie Ihre Zukunft und die Ihrer Familie? In Peru, in einem anderen Entwicklungsland, oder wieder in Deutschland ...

Ursprünglich war der Plan, nach drei Jahren wieder zurückzugehen. Inzwischen sehen wir aber, dass wir hier gebraucht werden. Es gibt keine anderen Pläne im Augenblick. In einem anderen Entwicklungsland sehe ich mich nicht.

Man stolpert sich auch irgendwie immer ein Stück weit nach vorne. Neben meinem Staatsexamen musste ich auch meinen Führerschein neu machen, meine Frau ebenfalls. Meine Facharzt-Anerkennung, meine Notarzt-Anerkennung, die Aufenthaltsgenehmigung, usw. ... Das alles noch einmal ein drittes Mal zu machen, kann ich mir nicht vorstellen. Mein Platz ist in Peru. Klar kann sich das immer schnell ändern. Zum Beispiel die politische Lage kann sich verändern, oder jemand schwer krank werden. Man sitzt immer irgendwie auf einem gepackten Notfalkoffer.

Auch in Deutschland können wir wieder ein tolles Leben führen. Wir haben einige offene Türen. Wenn in drei Jahren die Schulausbildung unseres ältesten Sohnes in unserem Dorf in Peru abgeschlossen ist, müssen wir neu überlegen. Letztlich treffe ich die Entscheidung nicht alleine, sondern mit meiner Frau.

Als Schlussfrage vollenden Sie bitte den folgenden Satz: „Die Entscheidung, nach Peru zu gehen, würde ich ...“

„... heute wieder treffen!“ (frh)